

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Woas, Franz: Der Schlager

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Staatseinnahmen zu vermehren, ohne den Untertanen neue Lasten aufzulegen; der dritte brachte Beschwerden und Bitten und Klagen und nichts als Klagen vor von Untertanen, die sich durch Lasten bedrückt, in ihren Rechten gekränkt, in ihrem Fortkommen gehindert hielten. Und so kam einer nach dem andern, mit dem und jenem, und jeder wollte von Seiner Majestät Entscheidung und Unterschrift haben.

König Bauer tat sein möglichstes, wie er denn von gutem Verstande und noch besserem Willen war; aber was er da alles hören und tun mußte, war ihm einmal zu viel, und er wünschte sich in sein enges Stüblein zurück, wo ihm niemand zur Last gefallen. Mittags schmeckte ihm das Essen nicht mehr recht, trotz allem Gesottenen und Gebratenen, zumal auch, da er vor und nach Tisch die Aufwartung vornehmer Herren und anderer Höflinge annehmen mußte, deren Gesellschaft ihm zwar sehr glänzend deuchte, aber auch sehr langweilig. Und er sehnte sich abermals zurück an seinen ärmlichen Tisch, zum schwarzen Brote, das er mindestens in Ruhe und Frieden zu verzehren gewohnt war. Nachmittags sollte große Heerschau sein derer, die sogleich in den Krieg ziehen mußten gegen einen trotzig und mächtigen Nachbar; und König Bauer, indem er die Reihen der Krieger durchritt, bedachte bei sich den Tod und Verlust so vieler junger, kräftiger Männer, und das Elend, das über Tausende hereinzubrechen drohte, und daß er, der König, die Verantwortlichkeit auf sich lade für das Blut, das vergossen, und für all den Jammer, der verbreitet werden sollte. Und abends legte er sich mit kummervollem Herzen nieder und wälzte sich in peinlicher Unruhe auf dem Lager umher, und er konnte nicht schlafen. O, wie wünschte er sich da zurück in sein stilles Kämmerlein, wo es ihm vergönnt war, obgleich auf hartem Lager, in ertrockneter Ruhe die Nächte zu verschlummern! — Da war sein Entschluß gefaßt. Des andern Morgens in aller Frühe ließ er sich seine Bauernkleidung vor sein Bett bringen, die er sogleich anzog; und als die Beamten sich melden ließen, trat er unter sie und sprach: „Sei König, wer da will; ich einmal will es nicht sein. Als Landmann habe ich bloß meine Lasten zu tragen; als König soll ich des ganzen Volkes Lasten tragen. Drum sei König, wer da will! Mit diesen Worten verließ er den Palast, und ließ sich seit der Zeit nicht mehr in der Stadt sehen. —

Das ist in fernem Landen und vor undenklichen Zeiten geschehen. In unsern Landen aber und zu unserer Zeit ist es freilich anders; da will fast jeder regieren und keiner gehorchen.

Was mich anlangt, so hat das Leben mich gelehrt — vieles zu vergessen und vieles zu verzeihen.

Kürstl. Bismard.



Der Schlaget.

Von Franz Woas
Wiesbaden.

n der Haustür schellte es; zweimal, kurz hintereinander, kräftig . . .

„Wer kann das sein?“ fragte in der Küche die Frau Superintendent. „Geh, Kathrin, schauen Sie einmal nach.“

Die Kathrin wischte sich in aller Umständlichkeit erst einmal die Finger an der blauen Küchenschürze ab, dann brachte sie ihren ansehnlichen Körper mit

mäßiger Geschwindigkeit nach der Haustür zu in Bewegung.

Schon setzte die Glocke zum dritten Male an.

„Gott, ja doch!“ machte die Köchin. Sie war jetzt an der Haustür und tat sie vorsichtig auf.

„Das gnädige Fräulein,“ sagte sie, und stand erst ganz verduzt. „Das gnädige Fräulein!“ rief sie dann auch über den Flur hinüber der Frau Superintendent zu, stand aber weiter, war immer noch verduzt.

„Na ja, ich bin's. Ist denn das so 'was Sonderbares und Schlimmes?“ Damit trat das „gnädige Fräulein“ in den Flur herein, setzte behend die braunlederne Handtasche ab und ging gleich auf die offene Küchentür zu.

„Du! Berta! Kind!“ — Damit kam ihr die Mutter entgegen, umhalste und küßte sie.

Etwas unwirsch hielt das Fräulein still. „Ihr tut so merkwürdig,“ machte sie.

„Sind denn schon Ferien?“ fragte die Mutter, Etwas wie Vorwurf lag darin bei aller Güte.

„Eigentlich noch nicht,“ war die Antwort. „drei, vier Wochen sind noch hin; aber ich konnte es nicht mehr aushalten.“

„Kann mir's denken, Heintweh, armes Kind!“

„Das nun gerade nicht,“ erwiderte das Töchterlein und rümpfte ein wenig das feine Näschen. Während sie dann den hellgrauen seidenen Ueberwurf abtat, kam es ihr verdrießlich über die Lippen: „Weißt du, Mutter, etwas Dümmeres kann es ja gar nicht geben auf der Welt, als eine Kunstschule in eine richtige große Fabrikstadt hinein zu legen!“

„Aber Kind,“ wandte die Frau ein, „du meinstest damals doch selbst — ich weiß noch genau deine Worte —, gerade die Vereinigung von Arbeit und Kunst auf demselben Boden, das wäre das einzig Richtige.“

„So?“ machte das Fräulein unbefangen. „Hab' ich das damals gesagt? — Man täuscht sich eben.“

Sie stand vor dem Flurspiegel, nahm das weiße Wollmützchen ab und strich sich das volle krause Haar zurecht.

„Wir haben dir damals den Willen getan,“ fuhr die Mutter in mildem Ernste fort, „du meinstest wirklich, ein Künstler von heute müßte mitten im Leben stehen, nur so käme ihm die Anregung. Er schafft ja auch fürs Leben — das sind deine eigenen Worte —, und so muß er das Leben, wie es ist, verstehen; muß es gesehen, mitgemacht haben . . .“

„Gut gesagt, Mutter, und gar nicht unrichtig; aber — aber man kann auch wieder anders drüber denken.“

Das Haar war soweit in Ordnung; nun in die Stube hinein! Anstatt sich da aber still hinzusehen, ging das Fräulein von Bild zu Bild, wie da eines am anderen so an der Wand hing, musterte alle etwas obenhin und sagte: „Gut gemeint, ja, ja, aber doch nichts.“

„In euren großen Museen habt ihr freilich Besseres.“

„Auch nicht immer; durchaus nicht. Was für Schund ist darunter, unsagbar!“

„Schund? Aber wie käme denn der da hinein?“ warf die Mutter ein.

„Das ist sehr einfach; der große Name deckt alles; ich sage dir: deckt den ärgsten Kitzsch; mit Bonne wird alles genommen. Wie verbohrnt und vernagelt sind ja die Menschen!“

„Aber einmal — sollte man meinen — muß doch so einer etwas geliefert haben . . . etwas Besonderes . . .“

„Einmal, ja! Da hast du ganz recht, Mutter. Merkwürdig, wie du das verstehst! Wirklich ein einziges Stück genügt. Nur ein Schlagler — es liegt schon im Worte —, und man ist gemacht für immer.“

„So, ja! — Und dann später — meinst du — kann so einer liefern, was er will?“

„Was er will. Verlaß dich darauf.“

„Wär' doch eigentlich böß,“ meinte die Frau und sah mit ihren großen, klugen, grauen Augen die Tochter an.

Sie hatten sich inzwischen doch beide gesetzt; aber jetzt, bei den letzten Worten der Mutter, stand das Mädchen wieder auf.

Nicht gerade übermäßig groß gewachsen, aber in schöner, anmutiger Gestalt stand sie da. Ihre Augen leuchteten, und über ihr Gesicht gingen helle Strahlen, wie von einem heiligen Innenfeuer: „Das ist es ja gerade; und ich will es dir nur gleich verraten, Mutter, dazu bin ich hergekommen: etwas Besonderes, ganz etwas Großes will ich schaffen.“

„Den Schlagler . . .“ kam es ungläubig von der Mutter Lippen.

„Eben den,“ fuhr die Tochter unbeirrt fort. „Dazu bin ich in der schrecklichen Stadt nicht

gekommen. Bei dem wilden Durcheinander dort! Ewig raffelt, kracht und pustet es. Wie kann man da zu sich selber kommen! Die Menschen rennen wie wild an einem vorbei, und immer sind es neue, immer andere. Entsetzlich! Hier in der Ruhe wird mir die Kraft werden. In den Wald werde ich gehen . . .“

„Aber Kind, Wald haben wir ja gar nicht; alles ist ja nur Heide bei uns . . .“

„Dann eben in die Heide, meinetswegen. Auf alle Fälle halte ich mich jetzt nur noch an die Natur — wie sie ist. Das ist die ewige Quelle für uns — nichts anderes.“

„Schrecklich!“ machte die Mutter. „Aber du kannst doch nicht lauter Heidebilder malen!“

„Heidebilder? Und überhaupt malen?“ Groß machte das Töchterchen die schönen Augen auf.

„Ja, wer jagt denn das? Seit Monaten hab' ich keinen Pinsel angefaßt.“

„Wie . . .?“ Tief erschreckt fragte es die Frau Superintendent.

„Ach ja, — das wißt ihr nicht? Nun, was die Fleckerei betrifft, — die hätte ich glücklich überwunden. Nein, die Bildhauerei, sie ist das einzig Wahre. Ich modelliere nur noch.“

„Da bin ich aber gespannt,“ machte die Mutter recht trostlos. „Zeig doch 'mal deine Sachen.“

Etwas verlegen kam die Antwort: „Viel hab' ich natürlich noch nicht schaffen können. Die Sache ist mir noch neu. Technisch ist sie nicht gerade einfach. Eine Menge Vorfragen gibt's: Worin arbeitet man? In Ton, Wachs oder Plastilin? Man kann auch in Stein oder Gips unmittelbar arbeiten. Da muß man sich versuchen, irrt natürlich, und weißt du, Mutter, warum?“

Die Mutter schüttelte den Kopf.

„Ha, weil man dummerweise zuerst immer meint, man müßte den ändern folgen, Unsinn! Jeder muß sich selbst erst die ihm passende Technik suchen, schaffen . . .“

„Das heißt also, kurz gesagt: gemacht hast du noch nichts? Vorweisen kannst du nichts?“ fragte spöttisch die Mutter.

Gleich war die Tochter aber bei der Hand: „Ihr seid und bleibt einmal Philister,“ sagte sie, drehte sich auf dem Abgange herum und ging wieder daran, die Bilder an den Wänden zu beschauen.

Für eine Weile gab es ein Schweigen. Dann begann die Mutter sanft: „Weißt du, Bertchen, auf was für Gedanken ich schon gekommen bin?“

„Nun?“

„Brauchst es mir aber nicht übelzunehmen.“

„Keine Spur, Muttschen! Wo werde ich!“

„Auf den Gedanken . . .“ Die Frau stockte; aber es brauchte keiner Fortsetzung in Worten, denn sie hatte dabei halb unbewußt auf ihr Herz gezeigt. Laut lachte das Töchterchen heraus: „Haha, ha . . .“

„Also nicht?“
 „Da kannst du ruhig sein, Mutter. Meinst du, einer von unsern Künstlern könnte mir es antun? Ausgeschlossen, ganz und gar ausgeschlossen. Ich will dir auch gleich sagen, warum? Zwei Sorten gibt's: Schmachtlappen und Raubheine. Wirklich nur die beiden Sorten. Und da sollte ich . . . das gibt es nicht. Nun aber reden wir von etwas anderem, als immer und ewig von Kunst und nur von Kunst. Ich bin voll davon bis oben auf. Jetzt will ich nur einmal nichts sein als Mensch. — Was macht der Vater?“

„Stör ihn nur jetzt nicht; er sitzt oben an seiner Predigt für morgen.“

„Dann geh' ich erst einmal in den Garten.“

„Ach, an dem ist ja nicht viel; nur für die Küche.“

„Tut nichts. Gerade das Unversältschte ist das Schöne. Alle die Parks, die Anlagen, das Gezierte, Gezogene, Geschnittene daran — ich kann dir gar nicht sagen, Mutter, wie das meiner Seele zuwider ist.“

Währenddem hatten die beiden den Garten schon betreten.

„Ach, die Geiga!“ sagte die Tochter. „Die Geiga!“

Gleich war die Ziege meckernd herbeigekommen. Erst hatte sie noch einen kräftigen Seitenhopper getan, und dann stand sie da und zeigte die lange Zunge.

„Es ist immer noch die alte,“ meinte die Mutter.

„Sie kennt mich auch wahrhaftig noch,“ sagte die Tochter. „Sie ist, wie sie war. Aber was für ein schönes, kräftiges Tier! Sieh nur, Mutter!“

„Sie ist wie alle Ziegen.“

„Und was für Hörner sie hat! So sieht man sie selten. Der Bart! Und die mächtig großen Augen! Wirklich ein schönes Exemplar Ziege.“

„Da ist ihr Stall,“ erläuterte die Mutter; „der Kuhstall ist leer, Küche lohnen ja nicht mehr. Auch der Holzstall ist so gut wie leer.“

„Was ihr doch für Platz habt, — in der Stadt ist alles eng, jedes Eckchen belegt.“ Nachdenkend blieb das Fräulein vor dem Holzstalle stehen, die Hand am Kinn. „Und was für große Fenster der Stall hat. Früher ist mir das gar nicht so aufgefallen. Weißt du, Muttehen, mir kommt ein Gedanke.“

„Nun?“

„Den Holzstall da richte ich mir als Werkstatt ein,“ brach sie freudig heraus.

„Als Werkstatt? Wie soll ich denn das verstehen?“ machte befremdet die Mutter; aber dann fiel ihr ein: „Ach so, jetzt bist du ja Bildhauerin,“ setzte sie mit lachendem Spotte zu. Aber die Tochter, in vollem Sinnen, achtete gar nicht darauf: „Das geht geht ausgezeichnet!“

sagte sie. Mit großen Schritten durchmaß sie den weiten Raum, stellte sich dahin und dorthin, als prüfte sie alles nach Maß und Licht. „Geradezu ein idealer Raum!“ ging es weiter. „Eine ganz großartige Werkstatt. Glaub mir nur, Mutter, solch eine hat kein einziger von



Gleich war die Ziege meckernd herbeigekommen.

unsern Meistern. Hier wird sich Wunderbares schaffen lassen.“

Mit leuchtenden Augen stand sie da . . .

Bier Wochen waren ins Land gegangen; aus dem alten Holzstall war wirklich eine Bildhauerwerkstatt geworden, die sich sehen lassen konnte; und ein Material war angefahren worden — als gälte es, ein Siegesdenkmal zu modellieren.

Der Zufall hatte es gewollt, — nein, nicht blöder Zufall: Entdeckertrieb, Schaffensdrang — das war es, was die junge Künstlerin auf die Spur eines Lehmagers geführt hatte — eines Lehmagers! So ein Lehm war in ganz München nicht zu haben! Also immer herein damit! Ganze Karren davon rollten in den Hof des Superintendenten, und hier durchknetete ihn eigenhändig das gnädige Fräulein, bis er gar wurde.

Die Jungfer Kathrin machte große Augen dazu.

„Als ob unsereiner den Teig für die Christstollen anrührt, — ganz das nämliche,“ meinte sie. „Vor allem ein gutes Rohmaterial!“ ließ sich

Das Fräulein dazu vernehmen. „Der Ton muß einem durch die Finger laufen wie Butter.“ Und immer von neuem tauchte sie ihre Hände in den Ton, rührte, walkte und knetete ihn — man hätte so etwas diesen schlanken Armen, diesen zarten Händen und Fingern gar nicht zutraut.

So! Material war also da. In einem plumphen Berge, glänzend wie Speck lag es.

Alle Achtung, was mußte das ein Werk werden! Allein schon durch die Masse mußte es Eindruck machen. Natürlich nicht durch diese allein. Es kam noch der innere Gehalt, der packende Gedanke dazu . . .

Sinnend saß die Künstlerin vor dem Lehmhaufen und starrte ihn an, oder sie ging auch mit großen Schritten in dem Raume auf und ab. Die Gedanken stürmten nur so auf sie ein; mit aller Mühe mußte sie sich ihrer erwehren. Es arbeitete in ihr; das große Werk war am Werden. Vater und Mutter hüteten sich wohl, dabei zu stören; sie wollten ihm Zeit lassen. Nur die Jungfer Köchin brachte das nicht fertig. Oft genug strich sie wie von ungefähr an den Fenstern der Werkstatt vorbei.

Und noch jemand war da, den die Neugier plagte — das war die Ziege „Geiga“. Sie war von den Fenstern gar nicht wegzubringen. In einem fort schaute sie mit ihren Glosaugen durch die Scheiben. Das störte natürlich; benahm die Phantasie. Sagte das Fräulein die Ziege weg, dann machte diese so tolle Sprünge und Säge, daß das Fräulein wider Willen dazu lachen mußte. Was war das doch für ein eigenes possierliches Tier . . .

Wieder waren vier Wochen ins Land gegangen. Die Sachen standen noch wie vorher. Einige Male war freilich eine Art Unwälsung über den Ton gekommen. Der Klumpen bäumte und wälzte sich dann, als ränge er nach anderer Form. Sonderbare Gebilde entwickelten sich . . . aber unversehens warfen dieselben Hände wieder alles durcheinander, — es blieb halt alles Lehm . . .

Nachgerade verstimmt und verdrossen ging Fräulein Berta unher. Sie hatte sich so viel versprochen von der Urkraft der Natur, — da sah man's: auch sie läßt einen im Stich . . . Freilich, was war denn hier die Natur? Die Mutter hatte schon recht gehabt: richtige Natur gab es hier ja gar nicht. Kein Wald war da, armseliges Buschwerk, wirklich nur Heide . . . Ja, sag mir einer: Wo sollen die großen Gedanken da herkommen, mit denen man eine ganze Welt in Staunen setzen will? —

Verstimmt und verdrießlich waren allgemach auch Vater und Mutter geworden. Bei aller Rücksicht, die er übte, hob der Superintendent eines Tages an: „Ich meine, Bertchen, du fängst es doch vielleicht verkehrt an.“

„Wie so?“ fragte sie mit leicht gerunzelten Brauen.

„Begabung und auch guten Willen hast du ja,“ fuhr der Vater fort; „das wird dir niemand bestreiten; aber ich meine, du unternimmst für den Anfang zuviel. Du willst gleich Ungehörtes schaffen, nie Dagewesenes.“

„Allerdings,“ bestätigte sie mit halb gefenken Wimpern, aber darunter flammte es . . .

„Siehst du — und gerade das scheint mir nicht ganz der richtige Weg. Schaffe erst kleinere Dinge, übe dich daran, arbeite dich zu Großem durch.“

Zweifelnd sah die Tochter zum Vater hinüber, der darauf noch hinzusetzte: „Ja, so geschieht es auf jedem Gebiete.“

„Auf jedem Gebiete, — mit Ausnahme der Kunst,“ wandte sie ein. „Hier ist das Kleine geradezu ein Feind des Großen. Glaubt mir nur: wer sich erst in Kleinigkeiten verzettelt hat, der gibt sich aus. Nie wird er die Kraft haben zu etwas wirklich Großem. Er wird den Mut dazu gar nicht mehr finden.“

Der Vater sah ernst drein, als prüfte er den Einwand. Da ließ sich auch von ihrer stillen Fensterdecke her die Mutter vernehmen: „Kleinere Sachen setzt man aber doch weit eher ab.“

Etwas spitz fuhr die Tochter auf: „Ach so! Jetzt verstehe ich erst; der Gelderwerb kommt in Frage. Da kann ich ja meine ganze Kunst getrost einpacken. Aber schön, ich kann ja Kaffeekannen machen, Sahnetöpfe modellieren, Butterdosen oder so etwas. Gut, morgen sollt ihr sie haben.“

„Über Bertchen,“ mahnte der Vater, „so meint das die Mutter ganz gewiß nicht. Natürlich sollst du Künstlerin bleiben; aber du solltest dich auf gangbarere Gegenstände werfen.“

„Also doch Kunsthandwerk!“ grollte das Fräulein Berta weiter.

„Nein, nein, versteh doch,“ fuhr der Vater fort; „wie selten werden denn große Denkmäler und dergleichen verlangt? Und diese fallen dann natürlich den Berühmten zu, den Bekannten, den Eingearbeiteten.“

„Leider!“

„Nein, ganz selbstverständlich. — Weiß ich auch von Kunst eigentlich nichts, so möchte ich doch meinen, es geht mit ihr nicht gerade viel anders als sonst mit den Dingen: Man muß sie sich erst innerlich ganz zu eigen machen; muß ganz und gar davon erfüllt sein. Dann entsteht auch ein Kunstwerk wie von selbst, — halb unbewußt, unter den Händen. Wonach ich erst lange suchen muß — ist das noch natürlich? Nein, immer wird es gequält aussehen, eben weil es gequält ist. Du bist doch sonst so für das Natürliche, Bertchen! — Wie ein Springquell muß alles heraus. Dann ist es gut und schön von selbst. Aber bis es dahin

kommt, das braucht seine Zeit. Selbst der Größte hat erst werden müssen; es haben alle einmal klein angefangen, um sich dann allmählich emporzuarbeiten.“

„Das war einmal,“ murrte die Tochter; „die Zeiten sind heut anders. Glaubt mir nur: auf dem Wege da kann man heut alt und grau werden. Ich danke dafür. Nein, laßt mich nur machen. Ich packe es schon. Ihr glaubt freilich nicht an mich; aber ihr werdet es erleben!“ —

Gleich stand sie auf, um hinüber in ihre Werkstatt zu gehen, und unter ihren sinken Händen türmte und formte sich wieder etwas; aus dem ungefügigen Klumpen stieg etwas auf. War es der „Schlager“? —

Superintendentens aber waren ärgerlich. Daß doch auf ihren wohlgemeinten Rat so wenig gehört wurde!

„Mag sie doch jetzt machen, was sie will,“ sagte der Vater; „ich kümmere mich nicht weiter darum.“

Die Mutter aber nahm sich vor, doch einmal selbst drüben in der Werkstatt nachzusehen, was denn da eigentlich geschaffen werde. —

Bei der nächsten Gelegenheit, als Fräulein Berta den Schlüssel aus Versehen hatte stecken lassen, stand die Frau in der Werkstatt.

O je! Wie schaute es da aus! Wild. Alles bunt durcheinander. Hauptsächlich Lehm, viel Lehm, kaum hier und da ein Stück in Gips. Eine Anzahl angefangener, halbfertiger Stücke, Leiber, Köpfe, Arme, Beine — nichts Ganzes, Fertiges, wobei man sich etwas Ehrliches denken konnte.

„Ach, du armes Kind!“ kam es da der Frau über die Lippen. Trostlos stand sie da . . .

Doch halt! Da auf dem Sims stand verloren etwas, etwas ganz Kleines nur, kaum handhoch —

Schau, schau! Wie schön! Wie eigenartig aufgefaßt! Und doch wieder wie naturgetreu! Alles so klein und winzig daran, und doch fehlt nicht ein Zug. Offenbar nur so hingeworfen — und doch lebte das Ding! Es war zum Verwundern, zum Lachen, zum Ausschütten . . .

Staunend stand die Frau, freudig bewegt jetzt — glücklich . . . und plötzlich kam ihr ein Gedanke . . .

Rasch nahm sie das Stück unter die Schürze, und dann weg damit aus der Werkstatt! —

Tags darauf, genau um die Zeit, wo das Töchterlein sich draußen im Felde und auf der Heide bewegte, um die alten Gedanken zu sammeln und neue zu finden — jah man die Frau Superintendent zur Post gehen. Eigenhändig trug sie ein kleines, wohlverschmürtes Päckchen dahin.

Niemand brauchte darum zu wissen; aber „einschreiben“ ließ sie es; in aller Sicherheit sollte es fortkommen. Wer weiß, wer weiß . . .

*

Wieder waren Wochen ins Land gegangen.

Jetzt wurde es aber Zeit, sich ernsthaft zu überlegen: Was wird nun mit unserer Berta? Auf die Kunstschule zurück oder nicht?

Wie Gewitterschwüle lag es über dem friedlichen Pfarrhause.

Da, eines Tages nicht lange vor Mittag schellte es wieder einmal an der Haustür; nur einmal; leise, schüchtern.

„Kathrin, geh Sie!“ hieß es.

„Nach der Art zu schellen wird's ein Bettler sein,“ meinte Kathrin, hatte es also gar so eilig nicht.

Schwubb! Erst noch den letzten Klobß sicher in den Topf! Dann ging sie; die Hände machte sie unterwegs nur ganz flüchtig an der Schürze rein. Schon aber schellte es noch einmal; doch wieder leise, schüchtern.

Ganz sicher ein Bettler!

Vorsichtig tat Kathrin die Tür auf, um durchzusehen.

Es war aber kein Bettler, der draußen stand. Bewahre! Zwei Herren waren es. Wenigstens



Rasch nahm sie das Stück unter die Schürze und dann weg damit aus der Werkstatt! —

der eine war jedenfalls ein Herr. Der andere? Hm, nur etwa ein „Mann“, — so schätzte Kathrin. Der eine groß, kräftig, lang, jung; der andere klein, dick und ältlich. Dieser kleine Dicke aber stand vornen an der Tür; er war's auch, der geschellt hatte. Der andere, der Hübschere, hielt sich mehr im Hintergrunde.

„Guten Morgen,“ ging erst der Gruß herüber und hinüber; dann kam's bei dem kleinen Dicken zaghaft heraus: „Wir sind doch recht hier? Hier wohnt der Bildhauer?“

„Bildhauer?“ Kathrin tat den Mund weit auf. „Nö, was für 'n Bildhauer sollte denn das sein? Ich weiß von keinem.“

„Aber der Name stimmt doch,“ beharrte der kleine Dicke — wenn auch schüchtern —, „und im Brief steht es auch so.“ Damit wies er auf das kleine Messingschild unter dem Schellenzuge.

Verdutzt wandte sich die Kathrin nach dem Flur hin um, wo die Frau Superintendent in der Küchentür stand, um nach dem Gespräch so halb hinzuhören: „Hören Sie nur, Frau Superintendent, hier soll ein Bildhauer wohnen. Unsim!“

Im Nu war die Frau da, schob die Kathrin von der Haustür weg, öffnete die Tür vollständig und sagte im freundlichsten Tone: „Bitte, bitte, meine Herren!“

Die beiden traten in den Flur, und gleich darauf saßen sie in der guten Stube der Frau Superintendent gegenüber.

Der Frau glänzten die Augen. Wenn nicht alles trügte, dann war ihr gescheiter Anschlag gelungen — oder wenigstens drauf und dran zu gelingen . . .

Der kleine Dicke sprach. Er führte die Verhandlung, wohl ein wenig umständlich, aber er wußte offenbar ganz genau, was er wollte und sollte.

„Die Sache kommt uns sehr zu paß. Wir suchen schon jahrelang nach so etwas. Verschiedentlich haben wir schon Angebote gehabt; es war aber nie etwas damit zu machen. Keiner verstand es so recht. Jetzt endlich scheint es zu gehen; es wird gehen, es muß gehen; es ist großartig — ohne zu schmeicheln —, wirklich großartig; ganz und gar naturgetreu; kann gar nicht besser sein.“

„Sie meinen wohl das Modell?“ fragte die Frau.

„Was denn sonst? Natürlich das Ziegenmodell, das uns der Herr Gemahl eingeschickt hat.“

Die Frau lachte hellauf, — verlegen blickte der Dicke: „Oder der Herr Sohn?“

Erst recht lachte die Frau.

„Nun, wer's eben ist, — das Modell an sich ist gut, meisterhaft, bisher unerreicht. Ganz deutlich Saaner Rasse, mit all deren Eigenheiten. Nicht wahr, Herr v. Siebach,“ wandte er sich an seinen Gefährten.

„Es ist in der Tat geradezu ein Meisterwert der Kleinkunst,“ bestätigte der andere freundlich und mit vielem Wohlklang in der Stimme.

„Und die Hörner — das Schwierigste an dem Tier — wie gut, wie gut,“ fuhr der kleine Dicke begeistert fort. „Ganz und gar natur-

getreu! Ich darf wohl annehmen, daß Sie uns das Modell überlassen, — unter Umständen natürlich, über die wir noch zu reden haben. Aber wir werden schon einig werden. Im Vertrauen: wir haben Vollmacht von der Generalversammlung. Unser Ziegenzuchtverein will das Modell erwerben. Es wird vergrößert, wir lassen es gießen. Ganz gewaltige Reklame wollen



„Hier ist der Künstler,“ sagte die Frau und wies auf Fräulein Verta.

wir dann damit machen. Jedem Mann eine Ziege — das ist der Wahlspruch unseres Z. Z. B.“

Die Frau Superintendent strahlte zu all der Redseligkeit; sah sie doch ihren geheimen Plan zur Wirklichkeit geworden.

Mit einem Male aber kam doch eine gewisse Bangigkeit über sie: Was würde die Tochter zu all dem sagen? Hm, hm. Wenn sie nur nicht den ganzen schönen Handel über den Haufen warf, — zuzutrauen war ihr das schon.

Jedenfalls war jetzt der Augenblick da, wo sie davon wissen mußte.

„Alles gut und recht,“ begann die Frau deshalb etwas unsicher; „aber ich allein kann über das Modell nicht so ohne weiteres verfügen . . .“

„Natürlich, kann ich mir denken,“ machte der Dicke. „Bitte also, den Künstler selbst!“

Die Frau Superintendent verschwand auf kurze Zeit aus dem Zimmer, um dann mit dem Töchterchen zurückzukehren.

„Hier ist der Künstler,“ sagte die Frau und wies auf Fräulein Verta, die ahnungslos mit hereingekommen war.

Die beiden Herren waren aufgestanden; sprachlos starrten sie das junge Mädchen an.

„Das ... ist ... der ...“ brachte endlich der kleine Dicks heraus.

Die Frau nickte nur dazu.

Der andere Herr hatte inzwischen mit großen Augen dagestanden und das Mädchen aufmerksam betrachtet, und ebenso sah dieses den Mann an.

Sie war ganz benommen. Was war das für ein stattlicher, schöner Mensch, der vor ihr stand! Wahrhaftig, sie hatte doch ein Urteil über Männer Schönheit. Marmorne und lebendige waren ihr genug vor Augen gekommen. Wie viel hatte sie nachgebildet! — Wie edel geformt dieser Kopf! Wie der Götterkopf eines alten griechischen Meisters. Aber das feste Bärtchen auf der Oberlippe gab dem Kopfe auch wieder so viel Natürliches, Menschliches und urecht Männliches; die großen dunkeln Augen blickten so klug und ruhig, lebensstark und doch mit voller Güte und Freundlichkeit in die Welt, daß es dem sonst so selbstbewußten Mädchen wunder wie zumute wurde.

Ganz verwirrt blickte sie nur immer auf ihn hin. In all dem Wirrwarr nur ein klarer Gedanke: den Mann da kann man auf der Stelle liebhaben ...

Auch die Art, wie er da stand, wie er sich bewegte, wie er weiter sprach — waren es auch nur wenige Worte der Form —, alles paßte zu dem ersten Eindruck. Dieses Mannes Bild mußte unerblich sein.

Aber was wollte er denn? Wozu war sie gerufen worden? Was sollte sie hier?

Vorsichtig begann die Mutter zu erklären; sie hatte alle Sorge, ob der Streich, den sie unternommen und der zu dreiviertel bereits gelungen war, auch wirklich vollständig gelingen werde.

Jetzt kam ihr selbst der schöne Plan beinahe lächerlich vor, ja unwürdig; es war ihr, als erniedrigte er die Tochter vor den beiden Männern dort; am liebsten sähe sie jetzt alles ungeschicklich, — war es doch schließlich auf ein Geldgeschäft hinausgelaufen!

Der kleine Dicks machte auch gar kein Hehl daraus; er behandelte alles rein geschäftlich, als ob sich's um eine Kuh oder um ein paar Schweine handelte; ja, er wollte noch möglichst billig zu dem Modell kommen.

„Zweihundert bis allerhöchstens dreihundert Mark dürfen wir für das Modell anlegen,“ führte er aus. „Dazu sind wir ermächtigt.“

Der Frau gab es geradezu einen Stich ins Herz, und voller Angst schaute sie zu ihrem Töchterchen hin; aber dieses hatte darauf gar nicht gehört; mit niedergeschlagenen Augen, regungslos saß sie da, und nur ab und zu hob sie die Augenlider, und unter den schweren,

dichten Wimpern warf sie einen Blick auf ihr schönes Gegenüber — einen Blick, kurz, schein, schüchtern und doch auch wieder wie von tausend Fragen beschwert, Fragen, die wie ein Feuerstrom aus tiefinnerster Seele aufquollen ...

So führten denn die beiden anderen die Verhandlungen allein weiter, und wenn es nun einmal doch so sein sollte, — gut, dann war die Frau Superintendent auch nicht gerade zaghaft: Nein, unter dreihundert Mark war das Modell eben nicht zu haben.

Der kleine Dicks war ärgerlich auf sich selbst, daß er sich im voraus unnötigerweise verraten hatte. Nun aber schließlich — die Generalversammlung hatte den Betrag einmal bewilligt; also abgemacht! Dreihundert Mark! Aber selbstverständlich war das eingefandte Modell nur als vorläufige Skizze anzusehen. Ein richtiges Modell mußte erst noch gefertigt werden; annähernd in natürlicher Größe und mit allen und jeden Einzelheiten genau nach dem Leben. Lieferzeit: vier Wochen; die eine Hälfte wird bar angezahlt; die andere Hälfte wird fällig bei Ablieferung.

„Eingverstanden?“

„Eingverstanden!“

Die beiden anderen hatten gar nicht hingehört bis jetzt. Als aber die Frage fiel: Eingverstanden? — da waren sie es auch. Es berührte sie beide kaum. Gab es denn noch anderes in der Welt? ...

Die Herren blieben natürlich zum Essen da. Gottlob, das dumme Geschäft war erledigt, und jetzt hatte die Unterhaltung ein ganz anderes Gesicht. Der kleine Dicks zeigte sich als fröhlicher, witziger Gesellschafter. Sorgenloser Rentner, der er war, betrieb er ja auch die ganze Geschichte mit dem „Z. Z. W.“ nur dazu, um irgend etwas Verständiges zu tun zu haben.

„Alles Höhere dieser Art,“ meinte er ergeben, „ist schon reichlich besetzt. Ich muß mich vorläufig damit begnügen. Wer weiß, was später noch kommt; man strebt ...“

Für den anderen aber gehörte es halb und halb mit zum Beruf. Gab es auf seinem großen Gute doch so vielerlei Getier: Ochsen, Kühe, Kälber, Lämmer, Hühner und Hähne, Enten und Gänse, — da gehörten auch Ziegen hin. Und ist nicht die Ziege ein Tier für sich? Eigenartig? Ja, man möchte sagen schön?

Lebhaft ging bei Tisch das Gespräch darüber hin und her; und auch späterhin gab es noch Gelegenheit genug zu ähnlichen Erörterungen; denn Fräulein Berta hatte sich bald darauf mit Eifer an ihr Werk gemacht; es war ganz selbstverständlich, daß Herr v. Siebach ab und zu erschien, um zu sehen, wie das Werk gedieh ...

Merkwürdig, was sich aus so einer Ziege alles

herausholen läßt! Merkwürdig, daß die Künstler sonst so wenig darauf verfallen sind.

Für Fräulein Berta war es geradezu ein Schlager, freilich ihr erster und letzter; denn als Gutsherrin dachte sie an so etwas gar nicht mehr — oder nur so leicht hin . . .



Und dann rümpfte sie wohl mit leisem Spott das schöne Näschchen dazu. —

Gottesurteil.

Von Jörg Hellpart.

Was ist das für ein Getümmel dort am Hange des sanften Hügels, dem sich das uralte Kloster Maguzzano anschmiegt? Abenteuerlich wilde Gestalten im Rund, wohl an die zweitausend. Der eine trägt eitel sein gefältestes Wams und die hauchige geschlichte Pluderhose, der andere ist in Leder-gewand mit Helm und Brustharnisch. Der so, jener so, ganz nach Willkür gekleidet. Auch ihre Wehr besteht aus allem möglichen: Hellebarden, langen Lanzen, Zweihändern, Morgensternen, breiten kurzen Landsknechtsdegen. Junge sieht man und Alte, Kahle und Gelockte, Langbärte und zartflaumige Bürschlein. Landsknechte sind sie alle. Vor noch nicht zwei Jahren haben sie bei Pavia die Macht des stolzen Franzosenkönigs Franz I. nahezu vernichtet und das edle Wild gefangen. Jetzt ziehen sie gegen Lautrec, den französischen Feldherrn, der ihnen den blutigen Lorbeer wieder entreißen will.

Wie ein guter Bekannter grüßt der Gardasee aus der Nähe herüber; grimmig reckt sich Peschiera drüben aus den Morgennebeln, und ein anmutig Widerbild zum Gleiß der Waffen allum im ersten Scheine der Frühsonne gibt der silberflirrende stelzstämmige Delbaumhain zur Seite, je wenn sich seine Blätter in der kühlen Brise rühren.

Hoch über die reißigen Männen empor ragen fünf „Fähulein“, fast scherzenderweise so benannt. Denn jedes ist eine gewaltige Tuchbahn, in die sich einer bequem hineinwickeln kann, und mit dem Adler des Kaisers geziert. Aber sie stecken in der Erde, die Spitze nach unten, zusammengerollt, ruhmlos. So will es der Landsknechte sinnvoll-ehrwürdiger Brauch, so lange von einem der Ehren begangene Mißthat noch ungesühnt. Neben den Fahnen harren die Fähndriche, baumlange stattliche Gefellen, in reicher, schimmernder ausgezeichneter Tracht.

Einem jeden im Heerhaufen lugt schwerer

Ernst aus den kühnen Augen, die auf eine Gruppe von drei Männern gerichtet sind.

Der eine davon ist ein sonst wohl freundlicher Graubart von Hausfächlichem Aussehen, und auch, wie der Poet, ein Nürnberger Kind: Hans Wohlleb, ein erprobter, bedächtiger Krieger. Jetzt steht er breitbeinig und finster, mit untergeschlagenen Armen da.

Scheinbar sorglos hat sich der zweite gestreckterlängs auf den Rasen gelegt, die Ellenbogen aufgestützt, und starrt in die Lüfte, als habe ihn nicht zu kümmern, was um ihn her vorgeht. Er mag so Ende der Dreißiger sein, ein Mann mit tückischem, groben Gesicht, vom Weinschlurf rotgeränderten Augen, fahlgelbem, kurzgeschorenem Haupthaar und Schnurrbart. Sixtus Höllsirt ist's, und stammt von der Landstraße; ein Landsknecht aus Reigung, Beruf und Notwendigkeit, und keiner der besten, wird er ohne Widerwort von den Kameraden kurzweg als der „Höllsirt“ angesprochen. Aber verwegen, tapfer und unbeirrbar, wo er sich von seiner Gewalttätigkeit Erfolg verspricht.

Ganz anders wie seine Schicksalsgefährten verhält sich der weitere Gefangene — denn es sind Gefangene! — ein bartloser Jüngling, dem schwarzbraune Locken um Stirn und Nacken fallen. Art, Wiene und Kleiderschnitt bekunden den Edelmann, deren nicht wenige in diesen Reihen. Georg v. Hederlin, ein Schwabe und dazu Patenkind des Feldhauptmanns, des Frundsbergers, hatte sich zu dessen trügigen Gefellen geschlagen, um sich, gleich Schertlein v. Burtenbach, in der „gevierten Ordnung“ mit Lanze und Schwert die Rittersporen zu verdienen. Doch augenblicklich liegt nicht Kampfgier noch Ehrgeiz auf seinen angenehmen Zügen, nur tiefe, tiefe, schmerzliche Trauer. Er kniet — bei einer Leiche, die er unverwandt betrachtet. Nur hie und da ein Seufzen aus gepreßter Brust. Sorgsam hingebettet schläft vor ihm ein lieblich Mägdlein seinen letzten Schlummer, die verglommenen Rosen der Jugendblüte auf den Wangen, im Herzen einen Dolch, dessen seltsam verzierter Griff wie anklagend zum Himmel weist, ihr Sterbe- und Grabkreuz zugleich.

Hat sich des seligen Herrn von der Eichs blonde Edeltraud selbst und freiwillig in die Arme des schaurigen Bräutigams, des Todes, gestürzt? Hat eine ruchlose Hand sie niedergestreckt? Wer war's?

Darüber mag Hederlin wohl sinnen — und darüber just zu befinden und zu urteilen ist die Gemeinde der „frumben Landsknechte“ zusammengetreten.

Daß der tödende Stahl von fremder Faust geführt, ist bereits erwiesen. Aber von wessen? Hätte Wohlleb, der sie noch gestern mittag durchs Lager geleitet, die zarte Blüte geknickt?